

# Ein Ort, der direkt ins Feuer führte

Im Ersten Weltkrieg sind im flämischen Ypern eine halbe Million Soldaten gefallen. Vor 80 Jahren schrieb Stefan Zweig über das Schlachtfeld. Dort sei der Ort, „um fünf Minuten zur Besinnung zu kommen“. Das gilt noch heute

Von Manfred Schwarz

SCHWARZ UND leer, so liegt auch an diesem Abend der große Marktplatz vor den gewaltigen Tuchhallen da: ein riesiger viereckiger Teich. So wie ihn schon Stefan Zweig vor fast achtzig Jahren beschrieben hat, beim Besuch „in dieser nun so tragisch berühmten Stadt“. Und so wie an nahezu jedem Abend seit acht Jahrzehnten fließt auch jetzt ein zunehmender Strom von Menschen aus diesem schwarzen Teich, als ob man irgendwo hinter der Ecke ein Schleusentor geöffnet hätte. Folgt man dem Strom, biegt man in seinem Sog um die Ecke, so sieht man auch wirklich bald, nach wenigen Schritten, einen monumentalen Torbau über einem Wassergraben aufragend. Wie eine Schleuse sieht er natürlich nicht aus, eher erinnert er, in seiner klassizistischen Gestalt, im leuchtenden Weiß des Marmors, an die Triumphbögen alter Zeiten. An ein Siegesmal vielleicht.

Dabei ist er das genau nicht. Dieser Torbau markiert die Schwelle, die hier einmal verlief und die Zonen des Todes und des Lebens voneinander trennte. Dieses Mahnmahl erinnert daran, dass hier, gleichsam durch diese Schleusen, von 1914 bis 1918 Zehntausende, Hunderttausende britische Soldaten im unaufhörlichen Strom entlangzogen. Genau hier strömten sie aus der alten flämischen Tuchhandelsstadt Ypern, von deutschen Truppen belagert und unentwegt beschossen, hinaus in den Kampf. Das heißt: in den Schützengräben. Also in den wahrscheinlichen, alles andere als glorreichen Tod. Von hier aus zogen sie nicht auf eines dieser Schlachtfelder, die sie aus Erzählungen kennen mochten. Solche „Felder der Ehre“, wo man glänzen, wo man zum Sagenhelden werden konnte, warteten nicht dort draußen auf sie.

Dort draußen lauerte nur das Niemandsland vor Passchendaele darauf, sie ätzend und schmatzend zu verschlingen. Ein Niemandsland aus Morast und Bombentrümmern, aus verkohlten



Kinder spielen heute in den rekonstruierten Schützengräben der Gedenkstätte Trenches of Death

Baumstümpfen und Laufgräben voller fett gefressener Ratten. Ein verbranntes Land, eine Trümmerlandschaft, „eine furchtbare Landschaft“ – so der englische Kriegsmaler Paul Nash, ein Augenzeuge des Grauens –, „die eher von Dante oder Poe als von Mutter Natur geschaffen schien.“ Ein Land, wo nichts mehr wuchs. Außer Friedhöfe. Friedhöfe sind hier damals, rund um diese Stadt mit dem weißen Torbogen, wie Tropenhauspflanzen gewachsen. Sie waren das Einzige, was in dieser Trümmerwüste östlich der Stadt Ypern überhaupt noch florierte. Abgesehen vielleicht noch von Mohnblumen, die im Frühjahr sogar aus den Bombenkratern der Schlachtfelder blühten.

Zwischen 1914 und 1918 sind hier in Westflandern, rund ums mittelalterliche Städtchen Ypern, über eine halbe Million Soldaten gefallen, Deutsche und Engländer vor allem, aber natürlich auch Belgier und

ANZEIGE

**Schreiben Sie?**  
Wir veröffentlichen Ihr Buch!  
R. G. Fischer Verlag  
Ober Str. 30 • 60386 Frankfurt  
Tel. 0 69 / 941 942-0 • www.verlag-fischer.de

Franzosen, Australier und Kanadier, selbst Inder und Afrikaner. Aus allen Ecken und Enden der Welt, aus allen Himmelsrichtungen sind junge, blutjunge Männer zum Sterben hergekommen. Auch wenn damals allein schon die deutsche Armee 700 Friedhöfe für gefallene Soldaten in Flandern anlegte, so wurde doch nur der geringste Teil der Toten überhaupt je gefunden und begraben. Rund 80 Prozent Vermisste hat man hier auf beiden Seiten der Front verzeichnet.

Und für einige von ihnen ist dieser Torbogen errichtet worden. Als Denkmal und Mahnmahl für rund 55 000 Soldaten des British Empire, die im Kriegsgetümmel des Ypern Salient verloren gingen. Die man nicht mehr wiederfand oder nicht mehr identifizieren konnte. Die irgendwo von der Erde Westflandern verschluckt wurden. Ihre Namen stehen hier, mit Alter und Dienstgrad versehen, jeweils nach Regimentern aufgeführt, in den weißen Stein eingemeißelt.

Es sind so viele Namen, dass „die Schrift zum Ornament wird“, wie es der Ypern-Besucher Stefan Zweig 1928 notierte. Das damals frisch eingeweihte Meningate Memorial empfand der Pazifist „seeleisch wie künstlerisch überwälti-



Drei Soldaten machen Rast kurz vor Ypern: Zur Eroberung einiger Äcker, Bäche und Gehöfte marschierten eine Million Soldaten auf



Blumen zum Gedenken der gefallenen alliierten Soldaten

gend“, es erschien ihm „so ergreifend wie nur eines auf europäischer Erde“: wegen der „wahrhaft römischen Einfachheit“ seiner Gestalt. Und wegen des höchst sinnfälligen Standortes. Denn die Briten hatten diese Erinnerungsstätte auf eben jener Straße errichtet, die von 1914 bis 1918 direkt „ins Feuer führte“: der Straße nach Menen, die damals für die aus der erbittert verteidigten Stadt ausrückenden britischen Soldaten gleichsam den Sturz in die Hölle, ins no man's land des Ypernbogens, bedeutete.

Wie an jedem Abend seit rund achtzig Jahren – nur während des Zweiten Weltkrieges wurde darauf verzichtet – wird auch heute Punkt

20 Uhr am Meenenpoort von Ypern, vor großem Publikum aus der ganzen Welt, der letzte Zapfenstreich für die Gefallenen geblasen. Für die Vermissten natürlich, die zwar nicht einmal ein Grab auf einem der vielen Soldatenfriedhöfe Westflandern fanden, aber zumindest eingraviert sind in die steinernen Bögen des Meningate Memorial. Und, darüber hinaus, für alle Opfer, welche die Schlachten des Ersten Weltkrieges im Westhoek gekostet haben. Für all diejenigen, deren Spuren sich irgendwo auf den flämischen Feldern verloren haben. Denn längst schon ist dieses Denkmal der Briten ebenso anstandslos umgewidmet worden wie die Stadt

Ypern, die gesamte Landschaft Westflanderns: Aus den Denkmälern des Krieges wurden rasch – auch dies hat Stefan Zweig schon 1928 in seinem bewegendem Erlebnisbericht bemerkt – Denkmäler gegen den Krieg.

Die Erinnerung an den „Großen Krieg“ dient in Flandern seit den 20er-Jahren der Mahnung zum Frieden. Wo könnte man auch einen besseren Ort dafür finden? Was könnte besser die Absurdität eines Krieges ausdrücken als ausgerechnet diese ländliche Idylle Westflanderns? Wo die heitere Belanglosigkeit der Landschaft den denkbar schärfsten Kontrast zu den Schrecken bietet, die sich hier abspielten. Dass man zur Eroberung dieser paar Äcker, Bäche und Gehöfte eine Million Soldaten aufmarschieren ließ, damit sie sich vier Jahre lang, sommers wie winters, des Tags wie des Nachts, mit den neuesten Bomben und Gasgemischen wie mit mittelalterlichen Keulen, mit Spaten und Fäusten bekämpfen. Man sollte deswegen auch heute nach Ypern reisen, um einen Eindruck von all dem zu bekommen, was hier geschehen ist. Man sollte wenigstens für „fünf Minuten der Besinnung, der Erinnerung und der Empörung“ (Stefan Zweig) haltmachen.

Während sich deutsche Besucher nur sehr selten, und wohl auch nur verschämt, unter die Reisenden mischen, kommen jedes Jahr Hunderttausende britische Pilger her. Winston Churchill erklärte einmal sogar, dass er das komplett zerstörte Ypern am liebsten als Ruine erwerben und erhalten würde, weil es für Briten „keinen heiligen Ort auf der ganzen Erde“ gebe. Zwar ist das nicht geschehen, und Ypern ist schließlich samt seiner mittelalterlichen Tuchhalle am Marktplatz wieder originalgetreu aufgebaut worden – als „Golemstadt“, wie Stefan Zweig meinte –, doch dafür gibt es, neben dem Meningate Memorial, noch einen weiteren zentralen Erinnerungsort für die Battlefield Tourists aus der englischsprachigen Welt: den Tyne Cot Cemetery unweit von Passchendaele, wo rund 12 000 Soldaten begraben liegen und, in den weißen „Stein der Erinnerung“ geschrieben, die Namen von weiteren, mehr als 30 000 Vermissten verzeichnet sind.

Natürlich dominiert hier das Mohnblumenrot, das seit dem Ersten Weltkrieg wohl für alle Zeiten mit den Toten von den Schlachtfeldern Flanderns verbunden ist: Weil die selbst aus blutgetränktem, bombendurchpflügtem Boden, aus der vergifteten, verbrannten Kraterlandschaft zwischen den Schützengräben wachsenden Mohnblumen die einzige Zierde waren, mit welcher die Soldaten die Gräber ihrer gefallenen Kameraden schmücken konnten. Die Mohnblumen-Fluten werden von den vielen Besuchern eigens mitgebracht; viele Schulklassen sind darunter. Auch unweit von hier, auf dem deutschen Soldatenfriedhof bei Langemark, den die Einheimischen noch immer „Studentenfriedhof“ nennen, weil hier so viele Halbtagskinder begraben liegen, sieht man zahlreiche dieser schlichten kleinen Holzkreuzchen mit Mohnblüten daran in den Gräberreihen stecken. Sie werden zum Meist von Engländern, von Jugendlichen vor allem, den Toten des damaligen Feindes gewidmet. Allein dieser Anblick lohnt schon die Fahrt ins Westhoek.

Und wenn man dann, abends in Ypern, dem Strom der schweigenden Menschen vom Marktplatz zum Meningate Memorial gefolgt ist, um dem Zapfenstreich beizuwohnen; wenn dann diese ebenso schlichte wie ergreifende Zeremonie des Last Post vorüber und jenes letzte Salut der Trompeter unter den Tonnengewölben des Torbogens verhallt ist, wenn dann überall das Rot der Mohnblumenkränze leuchtet, die von den aus der ganzen Welt Angereisten am Mahnmahl niedergelegt wurden – dann wird man sich vielleicht fast so erschüttert fühlen wie damals Stefan Zweig, beim Anblick der hier jeden Abend neu gehäuften Kränze. Ihn hatte die Erfahrung des Ersten Weltkrieges für immer geprägt: „Nur wenn wir uns stark und bewusst orientieren, werden wir der furchtbaren Vergangenheit und damit der Zukunft gerecht. Also nach Ypern.“ Ja, auf nach Ypern!



Stefan Zweig: Auf Reisen, 426 Seiten, Fischer, 11,95 Euro

## Ganze Arbeit, Fidel: Wie man aus einem Land einen Trümmerhaufen macht

Antonio José Ponte rechnet mit den Schwärmern ab, die mit verklärtem Blick auf sein Land blicken, und rekonstruiert die Geschichte einer Zerstörung

2003 WURDE er zum „Gespenst“. Der kubanische Schriftstellerverband verbannte Antonio José Ponte aus seinen Reihen und machte ihn damit zu einem „bürgerlichen Toten“. Ponte wurde zum Ausgestoßenen, der nicht mehr publizieren und das Land einige Jahre nicht mehr verlassen durfte. Er entwickelte sich zum „Ruinologen“, wie sich sein Alter Ego im essayistischen Roman „Der Ruinenwächter von Havanna“ bezeichnet, und hat fortan nicht nur den schleichenden Tod Havannas und des ganzen Landes registriert, er hat seine Beobachtungen auch den westlichen Projektionen, den Trugbildern über dieses Land gegenübergestellt.

Kuba, das ist für viele Fidel Castro, Che Guevara und Salsa-Takt. Die Insel steht für „Buena Vista Social Club“, Bildungsprogramme, den Kampf gegen die Prostitution, einem „menschlichen Sozialismus“ unter Palmen. An all den Klischees arbeitet sich Ponte mit der Wut der Verzweiflung ab. Er unternimmt den Versuch der „Rekonstruktion einer Katastrophe“.

„Unser Mann in Havanna“ hieß Graham Greenes Roman aus dem Jahr 1958, eine Agentenparodie am Vorabend der Revolution, die zeigt, wie ein Trugbild lebendig werden kann. Geht es bei Greene um erfundene Geheimdienstquellen eines Staubsaugerverkäufers, betrifft das Trugbild bei Ponte das gesamte Land. Sein Mann in Havanna, der länger im Land bleibt, als es gut für ihn ist, zeigt die Stadt als Zentrum des Kalten Krieges. Havanna ist

seit der Krise 1962 zum Dauer Schauplatz eines Kampfes, einer dauerhaft drohenden Invasion oder Bombardierung gemacht worden, die nie stattgefunden haben. Eine imaginäre Zerstörung hat die Stadt über die Jahrzehnte zu einem realen Trümmerhaufen werden lassen.

Politische Trugbilder findet er in der europäischen Intelligenz. Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir besuchten Havanna 1960, was sie, so Ponte, zu einigen „dümmli-

chen“ Erkenntnissen verleitet hat. Ponte wirft Sartre „Exotismus“ vor, wenn er in unterschiedlichen Bartmodellen im kubanischen Militär Belege für einen „tiefen Individualismus“ sieht. Vor allem aber arbeitet er sich an der von Sartre und de Beauvoir eingeforderte Sittenstrenge der Revolution ab, weshalb er gleich eine kleine Kulturgeschichte der Prostitution erzählt.

In den 60er-Jahren wurde in Kuba diesem Vergnügen der Garaus gemacht. Sämtliche Spuren eines angenehmen Lebens vor der Revolution galt es zu beseitigen. Prostituierte wurde per Edikt zu Schneiderinnen und Taxifahrern gemacht. Erst als Anfang der 90er-Jahre mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion dringend Kapital ins Land musste, wurden zum Teil die alten Bars und Lokale von der gleichen Regierung wieder eröffnet. Die alten Prostituierten führen Taxi, die neuen sind in einer Art „spitzfindiger Umkehrung“ junge Ärzte und Ingenieure. Kuba ist heute das Land mit den bestausgebildetsten Prostituierten der Welt.

In vierzig Jahren Revolution, so schreibt Pontes Held, hat das Land ein unerschöpfliches Potenzial brillanter Fachleute und Techniker hervorgebracht, „aber in all der Zeit ist es nicht gelungen, dieses Fachpersonal so einzusetzen, dass die Leute davon leben können“. Das „offene Abenteuer“ der Revolution ist im Laufe der Jahre zur Institution geworden, an die „Stelle des Schlachtplans trat ein Organigramm“ mit vernichtendem Erfolg.

In den Bars, so Ponte, wird heute so getan, als habe es die dreißig dunklen Jahre zuvor niemals gegeben, sie knüpfen an die Vergnügungskultur aus den fünfziger Jahren an. Der „Buena Vista Social Club“ von Wim Wenders wurde zum Symbol für diese „Rückkehr der Fiesta“. In dem Film aus dem Jahr 1998, den Ponte keineswegs verweist, wird die Geschichte eines Trugbildes erzählt. Produzent Ry Cooder versammelt „eine Gruppe zum Stillstand verurteilter Musiker in einem Land mit dem größten Stillstand weltweit und lässt sie am Ende am Madison Square Garden

in New York auftreten“. Cooder hat ein nicht existierendes kubanisches Orchester aus den 60er-Jahren erfinden. „Aber warum hatte es so ein Ensemble nicht gegeben? Und warum musste man sich, wenn es nie existiert hatte, dreißig Jahre später danach zurücksehen?“ Die Musik ist für Ponte das „Parfum eines Landes“, das einzige Mittel, das diesem „verfallenen Körper“ geblieben war, um irgendwie präsent zu sein“. Aber sie weckt trügerische Erinnerungen.

Pontes Held erstaunt die „wundersame Statik“; niemand verstehe mehr, warum viele der verfallenen Gebäude nicht einfach einstürzen. Die Angst vor der Zukunft seines Landes konzentriert sich bei seinem Held auf ein städtebauliches Bild. Die Revolution hat die Entwicklung paralytisiert, die Unesco mit der Ernennung der Altstadt von Havanna zum Weltkulturerbe trägt dazu bei, sie zu „sakralisieren“. Die Revolution und die Enteignungen haben Havanna ihren Bewohnern entfremdet, die Stadt ist heute wie der „Buena Vista Social Club“ eine

nostalgische Erfindung von etwas, das es nie gegeben hat.

Ponte konnte Kuba 2006 in Richtung Spanien verlassen. Sein Alter Ego im Roman fragt sich brutal, warum er überhaupt so lang geblieben ist. Er hat sich Zeit gestohlen. „Dank des Gesetzes der minimalen Anstrengung, ohne einen Finger zu rühren“, habe er geglaubt, die anderen, die ins Exil geflohenen, überleben zu können, indem er blieb. Und: „In Kuba sah ich Kuba nicht“, schreibt er in Anlehnung an eine Anekdote über den französischen Schriftsteller Guy de Maupassant. Der war oft im Restaurant des Eiffelturms zu finden, weil dies der einzige Ort in Paris war, wo er das verhasste Gebäude nicht sehen musste. In Spanien sieht Ponte Kuba jeden Tag.

Britta Bode



Uferpromenade in Havanna: Die Stadt ist eine nostalgische Erfindung



José Ponte: Der Ruinenwächter von Havanna, Kunstmann, 19,95 Euro